

Chinesisch ab drei – aber bitte ohne Druck

Eine Zürcher Privatschule lehrt die Kleinsten drei Sprachen und die Eltern Gelassenheit

TIMM EUGSTER, Zürich

Hochdeutsch, Englisch und Chinesisch lernen Kinder gut situierter Zürcher in der Lip-Schule. Den Eltern will die Schulleiterin die «Diplomwut» austreiben – weil Druck der Leistungsfähigkeit schade.

«Schweizerdeutsch, Baselddeutsch, Hochdeutsch...», beginnt der siebenjährige Dominique seine Aufzählung: Es sind die «Sprachen», die er zu Hause in Zürich spricht. «Und hier in der Lip-Schule lerne ich noch ein bisschen Englisch.» – «Und Chinesisch!», ergänzt sein Freund Nuri tadelnd: «Du bist es bitzli vergässlich hütt!»

Der achtjährige Nuri ist der Älteste dieser Basisstufenklasse für Kinder ab drei Jahren – und erteilt seinem Vater vor einer Geschäftsreise nach China schon einmal einen Crashkurs. Denn «es ist nicht gescheit, wenn man nach China geht und gar nicht reden kann», findet der Bub: «Wenn ich später einmal gehe, kann ich wenigstens Wasser bestellen.» Nein, Chinesisch sei nicht schwierig zu lernen, sagt Nuri: «In zwei Jahren habe ich gelernt, wie man zähle, ich kann ein bisschen reden, ich verstehe ziemlich viel, kann etwas kochen und mit Stäbli essen – nur Lesen und Schreiben kann ich kaum, dafür malen wir die Zeichen.» Und dann sagt Nuri noch: Lernen sei eigentlich das falsche Wort für das, was man hier tue.

KÖRPERSPRACHE. Huei-mei Meili-Lin redet auf Arianna ein, die an der Malwand steht. Der Reporter ahnt, dass es um die Befestigung des Blatts gehen muss, das nicht kleben will. Früher hat Arianna auch nicht mehr verstanden – aber dank Meili-Lins Händen, Füssen und Gesichtsausdrücken doch meist begriffen, was die Lehrerin sagen will. Unterdessen versteht sie die Worte ohne Körpersprache. Die Situation, nicht zu verstehen, ist die Art von Druck, die hier auf die Kinder ausgeübt wird: Die Chinesischlehrerinnen dürfen nur in Notfällen Deutsch oder Englisch sprechen. Pauken hingegen hat keinen Platz in der Schule, die nach den Grundsätzen der Reformpädagogin Maria Montessori arbeitet.

Mit Fantasie versuchen die Lehrerinnen, den Kleinen durch Memory-Spiel, Malen, Modellieren oder Singen spielerisch chinesische Wörter beizubringen – vorzugsweise Tiere und Esswaren. «Einige

Kinder nehmen alles begeistert auf, andere haben keine Lust und bleiben stumm», erzählt Meili-Lin: «Aber gerade bei diesen Kindern kann es sein, dass sie plötzlich alle mit einem ganzen, perfekt ausgesprochenen chinesischen Satz überraschen.»

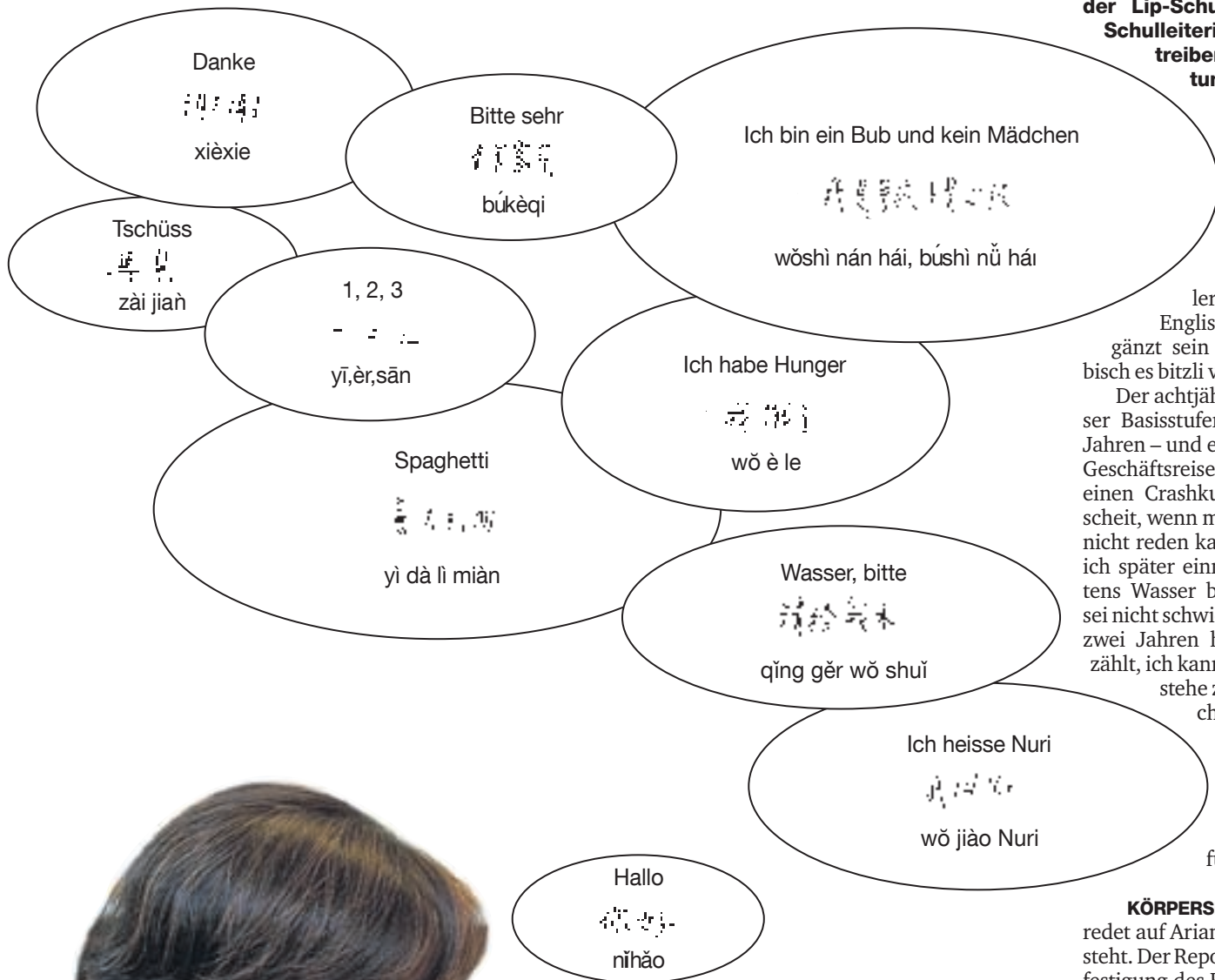
BOOM IN USA. Der Trend zum «Frühchinesisch» kommt aus den USA, wo die Mittel- und Oberschicht sich chinesischsprachige Nannies oder Vorschulen leistet, um die Kleinen fit zu machen für Geschäfte mit der aufstrebenden Wirtschaftsmacht. «Für uns war dies nicht ausschlaggebend», betont allerdings Andrea Beerli, Schulleiterin der Lip-Schule in Zürich Wollishofen. Vielmehr gehe es um eine Ergänzung zu Hochdeutsch («von unserer Kundschaft her sowieso gesetzt») und Englisch («Das gehört heute einfach dazu»): «Das Chinesische läuft über vier Tonlagen und schult so das Gehör und fördert die Musikalität.» Und die Schrift im Form «abstrahierter Bilder» fördere die Beobachtungsfähigkeit.

Vor zwei Jahren eröffnete die Basisstufe mit vier Kindern – in Zukunft sollen es 40 sein. «Unsere Kunden sind berufstätige Leute in guten Positionen, die überzeugt sind, dass es darauf ankommt, schon in diesem Alter eine gute Basis zu legen», sagt Beerli. Diesen Wunsch nach besseren Startchancen ins Leben lassen sich die Eltern 2500 Franken pro Monat für das Vollprogramm kosten. Die Kleinen sollen «aus-schöpfen können, was in ihnen steckt», so Beerli – was beim späten Beginn des Fremdsprachenunterrichts in staatlichen Schulen nicht möglich sei. Unter Berufung auf Hirnforscher wie Manfred Spitzer behauptet Beerli: «Kinder saugen auch fremde Sprachen auf wie ein Schwamm» (siehe dazu Artikel unten rechts).

GEGEN NOTEN. Doch auch in der Lip-Schule lernt nicht jedes Kind gleich schnell – was Eltern beunruhigen kann. «Ein Drittel der Elternarbeit besteht darin, ihnen die Ängste zu nehmen, ihr Kind schaffe es nicht», sagt Beerli. Und vor allem davon abzuhalten, Druck auf vermeintlich zu langsame Kinder auszuüben: «Das ist der beste Weg zum Psychiater», spricht Beerli schon mal Klartext. Statt elterlicher «Diplomwut» brauche es wieder mehr Urvertrauen in die Fähigkeiten des Kindes.

Was für die Kleinen gilt, stimme übrigens auch für die Grossen: Soeben hat die Lip-Sekundarschule die Noten abgeschafft und durch den Anreiz ersetzt, das nächsthöhere Kompetenzprofil zu erreichen. Denn, so Beerli: «Wer leisten soll, muss sich akzeptiert fühlen.»

Erste Worte. Lehrerin Huei-mei Meili-Lin übt mit der dreijährigen Cora. Die Worte und Sätze in den Blasen hat der achtjährige Nuri für die baz ausgewählt. Foto Tanja Demarmels



«Drei Sprachen machen Sinn»

Sprachwissenschaftler Georges Lüdi begrüsst das Projekt



Foto Roland Schmid

SPIELEND. Drei neue Sprachen ab drei Jahren, das überfordere Kinder nicht, sagt Georges Lüdi, der auf Fragen des Spracherwerbs und der Mehrsprachigkeit spezialisierte Basler Professor. Jedenfalls nicht, solange die Kinder einfach den Sprachen ausgesetzt würden wie in der Zürcher Lip-Schule und diese nicht im schulischen Sinne gebüffelt werden müssten. «Beim spielerischen Erfassen einer

Sprache in diesem Alter spielt die Sprachbegabung im schulischen Sinne noch gar keine Rolle», so Lüdi. Ab drei Jahren verschiedene phonetische Systeme und Grammatiken «aufzunehmen» bezeichnet er als «durchaus sinnvoll».

Ein Fragezeichen setzt Lüdi allerdings bei der Nachhaltigkeit: Wenn ein Kind später in der Schule einfach zwei Lektionen Englisch zusammen mit Anfängern besuche, passe es sich nach unten an. «Der schulische Sprachunterricht müsste bei die-

sen Kindern auf der Basis des spielerisch Erlernten aufbauen.» Und das in frühen Jahren erlernte Chinesisch drohe wieder verloren zu gehen, wenn es aus dem Alltag des Kindes verschwinde und nicht mehr gepflegt werde. Dies gelte nicht nur für Worte und Grammatik, sondern auch für das komplizierte tonale System zur richtigen Aussprache. Das Chinesische zu pflegen sei in der Schweiz aber nicht einfach, wirft Sprachwissenschaftler Lüdi ein: «Anders als in den USA gibt es keine Chinatowns.» te

«Nicht für alle Kinder gut»

Erziehungswissenschaftlerin Margrit Stamm warnt



Foto Keystone

STÖREND. Die Freiburger Erziehungswissenschaftlerin Margrit Stamm stört sich daran, wenn Kinder generell als aufnahmefähige «Schwämme» dargestellt werden, wie es auch die Zürcher Lip-Schule tut: So würden Eltern mit der Mahnung alarmiert, die geistigen Kapazitäten ihres Kindes nicht brach liegen zu lassen. Womit die Einmaligkeit jedes Kindes ausser Acht gelassen werde: «Es

gibt sehr wohl die Dreijährigen, die bei einem Programm mit drei Sprachen aufblühen – aber es gibt auch viele andere, die lieber verträumt im Sandkasten sitzen und denen eine solche Stimulierung nicht gut tut.»

Stamm warnt denn auch: Schon der elterliche Wunsch nach früherem und schnellerem Lernen könne je nach Kind ein gesundes Aufwachsen stören und im schlimmsten Fall im Endeffekt sogar Depressionen auslösen. Die generelle Einführung von Fremdsprachenunterricht

im Vorschulalter nach asiatischem Vorbild lehnt Stamm deshalb entschieden ab.

Dazu kommt, dass es keine einzige Langzeitstudie gebe, die einen Effekt früher Förderung auf den Schulerfolg belegen könne, betont die Erziehungswissenschaftlerin: «Sonst gäbe es in den USA massenhaft erfolgreiche Kinder.» Auch ihre eigenen Forschungen haben gezeigt, dass Kinder, die unter Anleitung der Eltern schon vor der Schule Lesen gelernt haben, diesen Vorsprung rasch wieder verlieren. te